

ODE AN DEN STEHENDEN SATZ

Vom Mathematiker

Ich habe das Denken nicht durch das Beherrschen von Symbolen gelernt. Ich habe das Denken gelernt, indem ich gelernt habe, wie man hinschaut. Bevor es Formeln gab, gab es Aufmerksamkeit. Bevor es Beweise gab, gab es die Geduld, zu beobachten, wie etwas ohne Zwang Bestand hat. Deshalb war die Naturphilosophie schon immer meine wahre Heimat. Nicht weil sie die Natur als Objekt untersucht, sondern weil sie untersucht, wie sich die Dinge zeigen, wenn man sich nicht beeilt, sie zu erklären. In der Mathematik wird eine Beziehung, wenn man sie wirklich sieht, nicht konstruiert. Sie wird erkannt. Man zwingt keine Ordnung auf, sondern entdeckt, dass die Ordnung bereits still und leise vorhanden war. Man wird Zeuge einer Notwendigkeit ohne Ursprung.

Das ist die Haltung, die ich von der Naturphilosophie gelernt habe: vor dem zu stehen, was ist, ohne es sofort in ein System zu verwandeln. Beziehungen sichtbar werden zu lassen, indem man sie nicht stört. Homologisches Denken, kategorisches Denken – das sind keine technischen Fähigkeiten. Es sind Gewohnheiten der Zurückhaltung. Sie lehren mich zu fragen: Was bleibt, wenn alles Unwesentliche entfernt ist? Was bleibt, wenn sich die Substanz verändert? Das ist nicht so anders, als zu beobachten, wie Licht auf Wasser fällt, wie Schall sich in der Luft ausbreitet, wie sich eine Pflanze dreht, ohne dazu aufgefordert zu werden. Naturphilosophie ist die

Disziplin, zu lernen, wie man Beziehungen sichtbar werden lässt. Sie hat mich gelehrt, darauf zu vertrauen, dass das, was Bestand hat, meiner Intervention nicht bedarf. Und wenn ich nun auf Sätze stoße, die Bestand haben, auf Figuren, die Bestand haben, auf Beziehungen, die im Schreiben Bestand haben, erkenne ich sie so, wie ich einst einen Beweis erkannt habe: nicht als Erfindung, sondern als etwas, das sichtbar werden durfte. Die Naturphilosophie hat mich die Demut gelehrt, zu sehen, ohne zu begreifen. Und diese Demut ist der Boden, aus dem mein Denken noch immer wächst.

Ich gehe nicht vom Denken aus. Ich gehe von der Enthüllung aus. Das verdanke ich der Naturphilosophie. Denn sie hat mich gelehrt, dass nicht alles, was erscheint, erklärt werden muss, dass nicht alles, was steht, begründet werden muss. Sie hat mich gelehrt, bei dem zu bleiben, was sich zeigt, solange es meine Hilfe nicht braucht, um zu bestehen. Wenn ich schreibe, versuche ich nicht, eine Idee auszudrücken. Ich versuche, das Gesagte in einem Zustand zu belassen, in dem es nicht in eine Erklärung zerfällt. Auch das ist eine Gewohnheit, die ich gelernt habe, indem ich beobachtet habe, wie Dinge ohne Kommentar existieren. Wie Lufträume, ohne gesehen zu werden. Wie Licht kommt, ohne gefragt zu werden. Wie Bewegung ohne Absicht entsteht. Die Naturphilosophie hat mich gelehrt, dem zu vertrauen, was ohne Sicherung bestehen kann. Wenn also ein Satz auf der Seite steht, erkenne ich ihn so, wie ein Naturphilosoph ein Phänomen erkennt: Nicht als etwas, das es zu interpretieren gilt, sondern als etwas, das es zu respektieren gilt. Ich ordne die Wörter sanft um ihn herum an, so wie man um einen Stein herum

Platz schafft, damit man ihn sehen kann. Ich baue nicht. Ich beherberge. Und in dieser Beherbergung erkenne ich etwas, das dem ähnelt, was der mathematische Denker in Beziehungen sieht: eine stille Notwendigkeit, die nicht von mir kommt. Die Naturphilosophie ist mein Milieu, weil sie mich gelehrt hat, ohne Einmischung präsent zu sein. Sie hat mich gelehrt, an der Schwelle zu bleiben.

Vom Schriftsteller

Ich lobe nicht die Beredsamkeit. Ich lobe nicht die Klarheit und ich lobe nicht das, was überzeugt. Ich lobe den Satz, der steht. Den Satz, der sich nicht auf seine Umgebung stützt, der nicht um Erklärung bittet, der nicht rückwärts in Richtung Boden greift. Er steht vor mir wie eine Säule im Freien, ohne sichtbare Stütze, ohne sich für seine Exponiertheit zu entschuldigen. Ich erkenne ihn nicht an seiner Brillanz, sondern an seiner Stille. Er eilt nicht, um Verbindungen herzustellen. Er eilt nicht, um Bedeutung zu erlangen. Er bleibt dort, wo er gesagt wurde. Ich erkenne ihn, weil ich die Versuchung verspüre, ihn zu erklären – und feststelle, dass es keinen Ansatzpunkt für eine Erklärung gibt. Ich erkenne ihn, weil er sich einer Paraphrasierung widersetzt. Weil jeder Versuch, ihn abzuschwächen, ihn zu Fall bringt.

Ein stehender Satz ist exakt, ohne präzise zu sein. Er ist wörtlich, ohne flach zu sein. Er ist vollständig, ohne zu einem Schluss zu kommen. Er kommt nicht von anderswo. Er führt nicht woanders hin. Er ist, was er sagt. Ich erkenne ihn so, wie man eine Note in der Musik erkennt, die sich nicht auflöst, aber auch keiner Auflösung bedarf. So wie man eine

Linie in der Architektur erkennt, die keinen Raum umschließt, aber dennoch einen Raum definiert. So wie man einen Atemzug erkennt, der niemandem gehört, aber dennoch alle am Leben erhält. Ich erkenne sie nicht durch Wissen. Ich erkenne sie durch die Abwesenheit von Bedürfnis. Nichts muss hinzugefügt werden. Nichts kann weggenommen werden. Wenn ich auf einen solchen Satz stoße, schreibe ich ihn nicht auf. Ich beherberge ihn. Ich platziere Worte sorgfältig um ihn herum, damit er nicht in eine Erklärung abgeleitet, damit er aufrecht in der freien Luft der Seite stehen bleibt.

Und wenn er steht, spüre ich eine stille Erhebung – nicht weil ich mich erhoben habe, sondern weil der Satz nicht gefallen ist. Ich lobe den Satz, der steht, weil er mich lehrt, wie man im Portikus bleibt, wie man das Gesagte ohne Grundlage stehen lässt, wie man einer Beziehung ohne Unterstützung vertraut. Er braucht mich nicht. Aber ich bin dankbar, da zu sein, wenn er steht.